

Kultur & Gesellschaft

Denis Johnson
Der neue Roman
des Amerikaners
führt nach Afrika.
30



Neues iOS
Was bringt das
Betriebssystem für
die Apple Watch?
31

«Wiederaufbau war für mich Fälschung»

Regula Lüscher bestimmt seit zehn Jahren mit, wie Berlin gebaut wird. Die Schweizerin erklärt, warum das in der deutschen Hauptstadt schwieriger ist als in Zürich oder Hamburg.

Mit Regula Lüscher sprach Dominique Eigenmann
Berlin

Sie haben früher Ärger und Erfolge mit roten Blitzen und Ausrufezeichen auf Ihren weissen Badezimmerkacheln festgehalten. Sind da jetzt, nach zehn Jahren im Amt als Senatsbaudirektorin, mehr Blitze oder mehr Ausrufezeichen?
Eindeutig mehr Ausrufezeichen. Weil ich mittlerweile gut vernetzt bin und die Themen kenne, erreiche ich mit gleich viel Energie einen höheren Output. Und mir wird viel mehr Vertrauen entgegengebracht als zu Beginn. Es geht lockerer von der Hand.

Man entspannt sich auch selbst.
Ja. Ich bin jetzt nach zehn Jahren wieder die gleich offene Person, die ich war, bevor ich hierherkam.

Wie schwer war der Anfang?
Hier herrscht eine ganz andere Kultur, ich musste mich erst einleben. Und dann musste ich langsam herausfinden, wie man sich so geben kann, wie man tatsächlich ist, ohne unangepasst oder unintegriert zu wirken. Es war mir schon bewusst, dass ich mich hier neu erfinden muss, um erfolgreich zu sein.

Wie wurden Sie aufgenommen?
Offen und herzlich. Schweizer sind hier mehrheitlich beliebt, das hat mit ihrer Wesensart zu tun. Einer Schweizer Architektin erteilt zudem typischerweise ein gewisses Renommee voraus.

Und was haben Sie nun von den Berlinern übernommen?
Direktheit. Härte. Zuweilen den Mut zu «quick and dirty», weil es nicht anders geht: Hier gibt es keine Kür. Die Berliner haben viel Humor. Aber ich musste mich ihm erst annähern, weil er sich hinter einer gewissen preussischen Strenge verbirgt. Heute bin ich in diesem Humor zu Hause.

Was war in diesen zehn Jahren das grösste Ärgernis, der schlimmste Blitz?
Der parlamentarische Untersuchungsausschuss zur Staatsoper hat mich am meisten Energie gekostet.

Die Sanierungskosten von einer Viertelmilliarde Euro wurden massiv überschritten, die Bauzeit verdoppelte sich.
Im Nachhinein muss ich sagen, dass mir etwas Besseres als dieser Ausschuss gar nicht hätte passieren können. Da ich die letzte Überlebende war, die für die Sanierung der Staatsoper politisch verantwortlich war - alle anderen waren längst aus dem Amt geschieden -, hätte es nahegelegen, mir alle Schuld aufzuladen. Stattdessen bin ich ganz unbeschadet aus der Untersuchung herausgekommen. Der Ausschuss hielt fest, dass es nicht primär die Bauverwaltung war, die schlecht gearbeitet hatte.

Was war der grösste Erfolg?
Es gibt drei grosse Ausrufezeichen: Das erste ist das Kulturforum, der Raum zwischen Philharmonie, Neuer Nationalgalerie, Gemäldegalerie und Staatsbibliothek. Ich bin stolz darauf, dass ich den Mut hatte, zunächst lange abzuwarten, obwohl ich von vielen Seiten bedrängt wurde, und erst dann einem Wettbewerbsverfahren zuzustimmen, als klar war, was wir da eigentlich wollen. Jetzt haben wir die Chance, mit einem herausragenden Museumsprojekt von Herzog & de Meuron die komplexe städtebauliche Situation dort zu lösen. Das zweite hat mit der historischen Mitte der Stadt zu tun, also dem städtebaulich heftig umkämpften Raum um das Rote Rathaus. Da ist es mir gelungen, in einem sehr aufwendigen Beteiligungsverfahren zehn Bürgerleitlinien für die Gestaltung auszuarbeiten, die vom Berliner Parlament nicht nur zur Kenntnis genom-



«Mein Blick ist unideologisch, weil es nicht meine Geschichte ist», sagt Regula Lüscher. Foto: Anne Schönhartig (Ostkreuz)

men, sondern sogar mit grosser Mehrheit beschlossen wurden.

Und das dritte?
Ich habe im grössten Stadtentwicklungsgebiet, das ich verantworte, am Hauptbahnhof, vor dem Regierungswechsel noch alle Bebauungspläne durchs Parlament gebracht, als abgeschlossenes Paket. Ich konnte zum Ende der Legislatur also alles beenden, was ich mir vorgenommen hatte.

Ein grosses Ausrufezeichen hat gerade Hamburg mit der Elbphilharmonie von Herzog & de Meuron gesetzt: Sie verleiht der Stadt ein modernes Gesicht, man nennt den Bau bereits einen Leuchtturm des 21. Jahrhunderts.

Regula Lüscher
Senatsbaudirektorin in Berlin

Regula Lüscher (55) ist in Basel aufgewachsen, hat in Zürich an der ETH Architektur studiert, während neun Jahren ein eigenes Büro geführt und arbeitete ab 1998 für das Amt für Städtebau der Stadt Zürich, zuletzt als dessen stellvertretende Direktorin. 2007 wechselte sie als Senatsbaudirektorin im Rang einer Staatssekretärin in die Regierung des Landes Berlin. Dort dient sie mittlerweile bereits unter dem vierten Bausenator. Seit 2013 ist sie mit einem Luzerner verheiratet, seit 2016 besitzt sie neben der schweizerischen auch die deutsche Staatsbürgerschaft. (de.)

Warum steht dieser Leuchtturm in Hamburg und nicht in Berlin?

Es ist nicht so, dass Berlin kein modernes Gesicht hätte - es zeigt sich nur nicht, wie jetzt in Hamburg, in einem einzelnen Projekt. Das neue Regierungsviertel an der Spree mit Bundeskanzleramt, Reichstag und den verschiedenen Bundestagsgebäuden ist aus meiner Sicht sehr wohl ein Leuchtturm moderner Bauens, auch wenn er in den Medien nicht so wahrgenommen wird. In einer modernen Demokratie den Mut zu einem gewissen Monumentalismus zu haben, also zu Grösse und Repräsentativität, der architektonisch dann gleichwohl zum Ausdruck einer zutiefst demokratischen Gesellschaft wird, das halte ich für eine grosse Leistung.

Dennoch strahlen diese Bauten nicht weit über Berlin hinaus.
Man darf nicht unterschätzen, wie sehr Berlin als Stadt immer noch daran ist, sich selber zu finden. Ost und West sind sehr beschäftigt, zusammenzuwachsen, auch wenn man dieses Bemühen vielerorts kaum mehr wahrnimmt. Diese ideologischen Debatten prägen, erschweren und komplizieren viele Projekte enorm. Berlin ist nach wie vor ein Sonderfall.

Der Leuchtturm wie die Elbphilharmonie verunmöglicht?
Damit ein Gebäude ein Jahrhundert-Bauwerk wird wie der Eiffelturm oder die Oper von Sydney, braucht es ganz viele spezielle Konstellationen. Entsprechend selten kommt es vor.

«Es existiert ein starkes Bedürfnis, gewisse Zeugen der Geschichte wieder räumlich und haptisch vor sich zu haben.»

Vom neuen Flughafen, der nicht fertig wird, wollen wir nicht reden, weil er nicht in Ihrer Verantwortung liegt. Aber: Warum ist das Bauen in Berlin generell so schwierig?
Berlin ist Hauptstadt, gleichzeitig ein Land und eine Grossstadt aus zwölf Bezirken mit eigenen Verwaltungen, Regierungen und Parlamenten. Ich als Senatsbaudirektorin bin zwar für die ganze Stadt zuständig, direkt verantwortlich aber nur in wenigen Bereichen. Ich kann zwar über die Landesregierung, den Senat, Projekte an mich ziehen. Das macht man aber eher ungern, weil das zu grossen Konflikten mit den Bezirken führt. Die Verwaltungsstruktur ist also ausserordentlich kompliziert. Zudem sind die Verwaltungen nach Jahrzehnten ausgeprägter Sparpolitik völlig überaltert und überfordert. Berlin ist sehr gross, mit 3,5 Millionen Einwohnern: Beteiligungsprozesse haben eine andere Dimension als in Zürich oder Basel. Schliesslich: Bis vor kurzem hatte die Stadt kaum Geld, überall wurde gespart, alle Bauprojekte waren notorisch unterfinanziert.

In Berlin ist alles Bauen immer historisch überfrachtet: das

preussische Erbe, die Bestände der Gründerzeit, die Nazizeit, die Verluste nach der Zerstörung 1945, die Zäsur der Teilung, die DDR- und die West-Berliner Moderne, das zeitgenössische Bauen nach der Wende. Diese Brüche machen Berlin für Touristen so interessant und gleichzeitig das Bauen so umstritten. In welchem Verhältnis sollten die historischen Schichten stehen?

Es gibt im Spannungsfeld zwischen Zerstörung, Erinnerungskultur und Vergessenwollen in dieser Stadt keinen Common Sense darüber, wie man mit den verschiedenen Schichten umgehen will. Das erstaunt mich immer wieder. Berlin ist architektonisch offensichtlich eine historisch gemischte Stadt. Das ist sogar das eigentlich Besondere an ihr. Sie sollte nur auch dazu stehen. Aber offenbar ist vor allem die Distanz zur jüngsten Geschichte noch nicht gross genug, um sich darauf zu einigen.

Es heisst, dass Sie vor allem am Erhalt der DDR-Moderne und dem zeitgenössischen Bauen interessiert seien. Für den Wiederaufbau des preussischen Berlin, etwa des Stadtschlösses, hätten Sie dagegen wenig übrig. Stimmt das?
Ja, das gibt meine Überzeugung gut wieder. Als ich aus der Schweiz nach Berlin kam, aus einem Land, das nicht damit konfrontiert ist, dass Geschichte nicht mehr sichtbar ist, weil sie zerstört wurde, brachte ich eine feste Überzeugung mit: keine Rekonstruktionen. Wiederaufbau war für mich Geschichtsfälschung. In Berlin musste ich meine radikale Haltung differenzieren. Es war eine Folge davon, dass ich mich mit der Stadtgesellschaft auseinandergesetzt habe. Ich bin immer noch der Meinung, dass die besten Zeugen der Geschichte die Originale sind. Nichtsdestotrotz...

Berlin rekonstruiert ohne Ende.
Nicht nur Berlin, das ist in allen Städten Deutschlands ein grosses Thema. Das Bedürfnis, gewisse Zeugen der Geschichte wieder räumlich und haptisch vor sich zu haben, ist stark, weil diese das Erinnerungsvermögen stimulieren und die Bürger mit dieser Hilfe ihre Stadt wieder besser lesen können. Selbst beim zeitgenössischen Bauen gibt es eine grosse Vorliebe für historisierende Architektur. Sie spiegelt eine Sehnsucht, alte Zeiten und deren vermeintliche Weisheiten zurückzuholen.

Haben Sie als Schweizerin einen unbarmerzigeren Blick darauf?
Mein Blick beispielsweise auf die Architektur der Nachkriegsmoderne, ob West oder Ost, ist unideologisch, weil es nicht meine Geschichte ist. Niemand aus meiner Familie war in der Staatssicherheit oder hat unter ihr gelitten. Ich habe keine Vorbehalte, Zeugen aus der DDR-Baugeschichte zu erhalten, weil ich sie nicht politisch, sondern als Architektin und Stadtplanerin werte. Aber ich anerkenne, dass eine Stadtgesellschaft nicht so leicht von ihrer Geschichte abstrahieren will und kann.

Berlin ist eine Stadt, der seit dem Krieg die Mitte fehlt. Nun baut man dort teils das 18. Jahrhundert wieder auf. Findet man so eine neue Mitte?
Ich glaube, dass wir uns mit dem bereits erwähnten Mitte-Prozess und den Bürgerleitlinien auf einen guten Weg zum weniger ideologischen Umgang mit diesem Ort gemacht haben. Ansonsten muss man festhalten, dass das Humboldt-Forum, also die Rekonstruktion des preussischen Stadtschlösses, kein Beschluss Berlins oder der Berliner war, sondern des Bundestags. Richtig bleibt: Berlin sucht den Weg im richtigen Umgang mit seiner Geschichte. Ich kenne aber auch keine Stadt, die sich so intensiv, fast selbstzerfleischend ihrer Ge-

Fortsetzung auf Seite 30